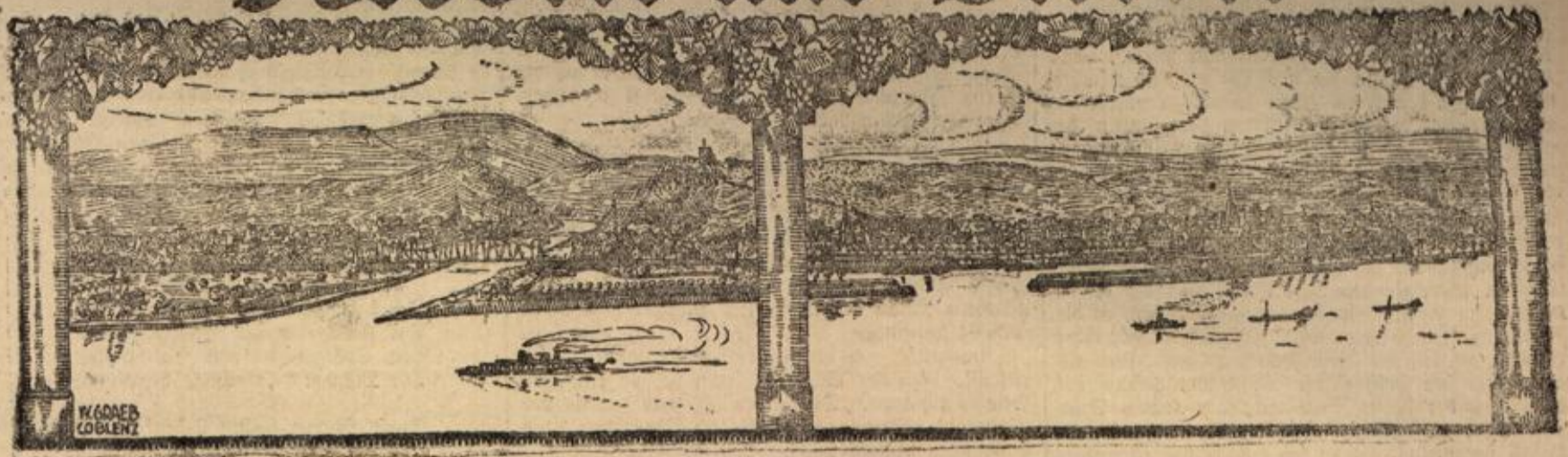


Rhein und Lahn



Nummer 30

Sonntag, den 3. Oktober 1920

2. Jahrgang

Einfachheit

In der Kriegs- und Nachkriegszeit haben wir oft genug Anlaß gehabt, uns einzugestehen, daß man auf den verschiedensten Gebieten ein weitaus einfacheres Leben führen kann, als man es früher für möglich hielt. Glaubte man doch vorher, ohne den Luxus, sei es in der Kleidung, in der Nahrung oder in der Wohnung, kurz auf den meisten Gebieten nicht auskommen zu können. Der Krieg hat uns eines Besseren belehrt. Besonders die häusliche Lebensführung hat viel von ihrem verwöhnten Anstrich verloren — vielfach zur Freude derer, die wahren Familiensinn lieben und pflegen. Bei den hohen Preisen für schlechtes Bier fehlt es manchem Familienvater an der Lust, seine Abende am Stammtisch zu verbringen. Die hohen Theater- und Konzertpreise gestatten nicht mehr wie früher, sich so häufig Kunstgenüsse außerhalb des Hauses zu leisten. Dafür versammeln sich heute mehr als früher die Familienmitglieder abends in der Wohnstube zum geselligen Spiel, zum Musizieren, zum ersten oder heiteren Plaudern. Und stellen sich dazu liebe Freunde ein, so werden sie fröhlich, aber ohne all die Umstände zu empfinden, die man früher für unumgänglich nötig hielt. Jedermann weiß ja, daß die Freunde heute nicht so leicht und oft in der Lage sind, Einladungen zum Abendbrot oder zu einer „guten Flasche“ zu erlassen.

Auch in der Kleidung haben wir uns an größere Einfachheit gewöhnen müssen; sind doch die Preise für die Kleidungsstücke geradezu unerschwinglich geworden für jeden, der nicht zur edlen Zunft der Kriegsgewinnler und Schieber gehört. Heute ist es keine Seltenheit, wenn auch der „gut situierte“ Herr seinen Rock im wahrhaftigen Sinne des Wortes „wendet“, ehe er ihn auswangiert. Und die Frauen? Wo ist die Frau, die nicht gern immer hübsch und elegant gekleidet wäre? Wer aber kann für ein Kleid, einen Mantel Tausende von Mark ausgeben? Der Gegensatz zwischen ihren Wünschen und ihrer Geldbörse macht sie spitzfindig. Wie leicht läßt sich aus zwei alten Kleidern ein neues modernes schmiedern, wenn man nur etwas Geschmac und Geschick hat! Geschmac vor allem! Nur nicht jede Modeschöpfung schön finden und nachahmen, weil man sie eben auf den Straßen auf Schritt und Tritt zu sehen bekommt, weil Frau X sie trägt und Fräulein Y davon sehr ärgert. Geschmac entwickeln! Nie jüb mit Putz überladen, nie falsche Werte vortäuschen, sondern schlicht und einfach und doch hübsch sollen wir uns kleiden. Wer es darin zu einiger Übung gebracht hat, der wird auch mit geringen Mitteln in teurer Zeit es verstehen, seine Kleidung passend und kleidsam zu halten.

Auch der Wohnungsluxus hatte im Frieden vielfach bei uns geradezu überhand genommen. Auch da haben der Krieg und seine Folgeerscheinungen einen Riegel vorgeschoben. Besonders die jungen Brautpaare müssen manchen Traum begraben, den sie früher einmal von ihrer ersten Wohnung und Einrichtung geträumt hatten. Aber auch hier kann Geschmac und guter Wille viel schaffen. Auch hier ver-

mag einfacher und bescheidener Sinn mit verhältnismäßig geringen Mitteln Behaglichkeit und Sonnenschein zu verbreiten. Mehr als einer hat unter dem Druck der Zeit die Erfahrung gemacht, daß Prunkräume und Ausstattungs Eleganz der Zimmer keineswegs immer die Vorbedingung für das Glück und die Zufriedenheit ihrer Bewohner sein müssen.

Einfachheit auf allen Gebieten! Laßt uns aus der Not eine Tugend machen! Haben wir es doch immer gewünscht, wenn auch nicht immer beherzigt, daß erfahrungsgemäß die Menschen am zufriedensten durch das Leben wandern, die sich einen einfachen und bescheidenen Sinn zu bewahren gewünscht haben. Es ist und bleibt Wahrheit: je mehr sich jemand bestrebt, ein schlichter und einfacher Mensch zu sein, der nichts Besonderes vorstellen will, um so freier und edler wird sein ganzes Wesen, um so angenehmer wird er seinen Mitmenschen, um so leichter auch wird er sich in Zeiten der Not anpassen und in beschränkte Verhältnisse ohne Murren schicken können. H. G.

Die Geschichte der Martinsburg

Von Bodo Ehard.

II.

Am 17. Oktober 1457 wurde mit dem Zoltschreiber Raczmann zu Lohnstein eine Uebereinkunft getroffen, wonach derselbe für seine Leute und seiner Leute Verpflegung in der Burg zu sorgen hatte. Ich lasse das Schriftstück in seinem Wortlaut folgen, da es ein Beweis dafür ist, welche gute Haushalter und sorgfältige Wirte die Herren der so verschrieenen Raubburgen waren.

„1459. Oktober 17.

Als myn Herr mit Raczmann, Zoltschreyber zu Lansteyn, sin eygen kost doselbs zu haben überkomen ist.

Wir Diether von gotts gnaden des heyligen stuls Menge Erveller etc. bekennen geit allarmenigliche, daß wir mit dem erben Johann Raczman, unserem Zoltschreyber zu Lansteyn und lieben getrawen, überkommen sin, sin eygen koste zu han und sich mit diesen hernachgeschreben personen in seiner koste in unserem schloß Lansteyn zu halten, davon wir ime dann jehrlich geben sollen, als hernach geschreben steet. Nemlich sal sin er mit eynem knechte; item Crafft Nietesfel; item ein Pfortener; item ein Koch; item zwene wagenknechte; item ein müller und ein müllerknecht, machet zusammen nun personen und sollen wir ime jehrlich uff igliche person geben zwolff gulden, acht malter Korn, Mentzer mafe, und eyn suder wynn, machet zusamen an gelde hundert acht gulden; item Korn zwey und siebentzig malter und an wynn nur suder, halb von unserem gewachs und das ander halb teyl von unsren zinswinnen, item dazu jehrlich umb vierzig himer und heyn gense ungederlich, die uns jehrlich in unser schloß Lansteyn von Duffenmauwe gefallen, darzu sal er sich gepruchen unserer garten zu unserm schloß und solle Lansteyn meyn gehorende mit muskrut und anders, so doch, wan wir personlich hie sin werden, das wir alsdann uns

der auch in unser luchen nach notturt gespruchen mogen. Item sollen wir ime jehrlich dazu geben zwene wagen mit hantwe und stroch gnug zu zweyn hinnen, und ime behulzen; und wer es, das wir unser oder verlyhen, also das wir der zweyer wagenknechte mit bedurffende wurden, alsdann solte er sich selbst und die thornhutor behulzen und sollten wir ime jehrlich darfur geben sechszehn gulden. Und sal des sin jar seiner eygen besostunge obgerurt uff Allerheyligentag nehstkompt an und von danen uber eyn jar uff und widder angeen, sunst sal er sich kainer renten, nuzge oder gefelle desselben unsres schlosses selnerer undertziehen, sondern die zu unserm nuzge innemen, uffheben, das alles eygentlich anschryben und uns verrechnen. Wurde auch der personen eyne oder mee sich mynern und abgeen, für die solt ime auch nach ankale an der summe des gelts, Korn und wynn nach gepurniß der zyt abegeslagen werden.“

Nur neun Personen bildeten also die Besatzung der Burg, zu deren Verteidigung allerdings im Kriegsfall die Bürger der Stadt und die Untertanen der Umgebung verpflichtet waren. Interessant ist, daß eine Wassermühle in Verbindung mit dem Schloß anzunehmen ist, denn es wird ausdrücklich ein Müller und ein Müllerknecht erwähnt.

Im Jahre 1464 wird außer diesem Zoltschreiber zu Lohnstein direkt vom Erzbischof ein Lochhüter eingesetzt und zwar wird dem Henne Schwemmann das „Pfortenamt“ lebenslanglich übertragen. (Schluß folgt.)

Burg Gutenfels bei Caub

Auf einem Felsen bei Caub stand im Mittelalter die Burg der Herren von Falkenstein. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bewohnte sie ein Graf Philipp mit seiner Schwester Guta. Die gute Gräfin Guta war eine überaus liebende Erscheinung, und zahlreiche Ritter bewarben sich um ihre Hand. Doch keiner hatte bisher mit seiner Werbung Erfolg gehabt; das Fräulein trug kein Verlangen, des geliebten Bruders gastliches Heim mit einem andern zu vertauschen.

Eines Tages wurde zu Köln ein prächtiges Turnier gehalten. Aus allen Ecken des Reiches, selbst aus Bessland und England waren Ritter erschienen. Zahllos war die Menge der Zuschauer, gar stattlich die Zahl derer, die hier um den Preis aus schöner Hand mit Waffen kämpften. Unter ihnen befand sich ein Ritter aus Erzland, der besonders wegen seiner stattlichen Gestalt und seiner prachtvollen Rüstung auffiel. Er kämpfte mit verhälltem Visier und ward von den Turnieröggen als der Löwenritter aufgerufen; denn ein goldner Löwe zierte seinen Schild.

Bald erregte der stattliche Britte auch wegen seiner meisterhaften Kampfarmt aufsehen, und als es ihm gelang, einen der gefährlichsten Zweikämpfer, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben, durchbrauste lauter Jubel die Runde. Unter den Schaulustigen befand sich auch der Falkensteiner mit seiner Schwester. Auch Guta hatte mit erhöhtem Interesse während

des Turniers den fremden Ritter betrachtet, und auf-
sichtig bedauerte sie, dem Verhüllten nicht in das
Gesicht schauen zu dürfen.

Die Gelegenheit kam bald, nachdem der Bräutigam als
Sieger aus dem Zweikampf hervorgegangen. Ein
seltsames Gefühl, wie sie es früher nie gekannt er-
griff die Jungfrau, als des Engländers männlich
schönes Antlitz sich nunmehr enthüllt zeigte. Ihre
Beklemmung steigerte sich noch, als man sie ersuchte,
dem Sieger den Preis einen goldenen Lorbeerkranz
zu überreichen. Ob der Ritter in dem Antlitz der
entzückenden Frau las, was diese vergeblich ihm zu
verborgen suchte? Ob in dem Augenblick, wo er
vor der Holden niederkniete und sie mit zitternder
Hand den Kranz auf sein Haupt legte, ein Funke
jener Flamme, die ihr Inneres plötzlich erfasst
hatte, aufglühend in seine Seele fiel? Wer weiß?
Daneben schweigte die Sage. Als aber die beiden
wacher im zagen Gespräch gegenüberstanden, er die
Anmut verstohlen bewunderte, sie kaum mächtig ihrer
Gefühle, da kam die Liebe sacht gegangen. Und als
am Abend im Festsaal die Musik zum Reigen er-
klang und der schöne Bräutigam nicht von Gutas Seite
wich, da wagte sich die Liebe schon hervor, zuerst ver-
schämt stammelnd, bis sie sich endlich mit zitternden
Worten über die zuckenden Lippen drängte und diese
sich gestanden was die Augen längst verraten hatten.

Der stolze Fremdling hatte Guta um ihre Liebe
angefleht und sie beschworen ihm die Treue zu be-
wahren. In drei Monden werde er zurückkehren aus
dem Vaterlande, wohin dringende Pflicht ihn jetzt
zurückrufe. Erst dann wollte er auf des Bruders
Burg offen um ihre Hand bitten und seinen
Namen nennen, den jetzt zu enthüllen eine vorher
eingegangene Verpflichtung ihm verbiete.

Liebe bringt freudig jedes Opfer; auch Guta
nahm willig des geliebten Mannes Worte entgegen
und unter Versicherung gegenseitiger Treue trennten
sich die beiden Glücklichen.

Fünf Monde waren seitdem vergangen. Ueber
das verwaiste deutsche Reich war die kaiserlose, die
schreckliche Zeit herangebrochen. Drunken in Italien
starb Konrad, der letzte regierende Staufer und oben
in Friesland erschlugen aufständische Bayern seinen
Gegenkönig Wilhelm von Holland. Wieder ertönte
bei der darauffolgenden Kaiserwahl der Ruf: Die
Welfen! Die Weiblinger! Und während die hüben
Alfons von Kastilien ausriefen, wählten die drüben
Richard von Cornwallis, den ältlichen Bruder des
Königs von England. Jener Spanier ist ein Schat-
tenfürst geblieben und hat nie das Land aufgesucht,
allwo, man ihm ein Thronlein bereitet hatte. Deshalb
wandten sich Richard noch mehr Anhänger zu, und
in Aachen ward er freiwillig gekrönt. Von der alten
Kaiserstadt aus machte er eine Rundreise in die
Rheinlande, um die Städte denen er vorzüglich seine
Wahl zu danken hatte, zu begrüßen.

Der Frühling war ins Rheintal eingezogen und
über den Wäldern, Bergen und Burgen lag stimmern-
der Sonnenschein. Nur in das Antlitz des Lieb-
reizenden Burgfräuleins, das just in der Falkenstei-
ner Feste in seiner Kemenate saß und trübe Pläne
spann, wollte kein Sonnenscheinchen dringen. Still
darn hatte sich drinnen eingekuschelt, und seit zwei
Monden waren der Jungfrau Wangen bleich und
bleicher. War oft seitdem hatte der Gram, ihr
steter Begleiter, des geliebten Mannes Bild in den
verschiedensten Momenten gezeichnet. Bald sah sie
ihn sterbend in heißer Feldschlacht, auf den Lippen
ihren Namen, dann wieder scherzend und lachend,
im Arm eine Maid jenes Inselreiches, über sein
Lächeln am Rhein mit leichten Reden spöttelnd.

Und immer wieder verfolgten sie jene Bilder,
immer stärker ward in ihr das Bewußtsein, daß der
erste, dem sie ihre jungfräuliche Liebe geschenkt,
sie grausam Enttäuscht hatte. Tiefes Nistete sich der
Gram in die schmalen Wangen, und vergebens ver-
suchte der Falkensteiner seine Schwester zu erheitern
und zu zerstreuen.

Von der Herstraße tönten Trompetenstöße und
ein Tropf Reiter, hielt vor der Burg. Guta bemerkte
den Zug und trat zurück vom Fenster, wo sie mit
verweintem Antlitz gesessen. Mit vitterlicher Gast-
freundschaft empfing der Graf die Gäste und geleitete
sie in den Prunksaal. Sein Erstaunen war groß,
als er in den Herrn des glänzenden Gefolges den
kühnen Bräutigam wiedererkannte, den Sieger vom Röl-
ster Turnier and — jählings schoß dem Falken-
steiner das Blut in die Wangen — den wartbrüchigen

geheimen Verlobten seiner geliebten Schwester Guta.
Die Freundschaft in seinen Mienen machte düstere
Verstimmung Platz. Jener schien es zu bemerken
und waam drückte er des Burgherrn Hand und
redete ihn an:

„Ich bin Richard von Cornwallis, erwählter deut-
scher Kaiser und bin hierher gekommen, um bei euch,
Ritter, anzuhalten um die Hand eurer Schwester
Guta. Ich löse mein Gelöbniß spät aber mit gleicher
Treue. Ich bitte euch ihr meine Ankunft zu melden,
ohne ihr meinen Namen zu verraten.“

Tief verneigte sich der Falkensteiner vor dem er-
leuchten Gast, und ehrfurchtsvoll entfernte sich aus
dem Gemach das Gefolge. Mit unruhigen Schritten
durchmaß der Besucher den Raum. Dann regten sich
die Türflügel, eine holde Gestalt erschien auf der
Schwelle, das selbe Antlitz vor Bewegung hoch-
glüht. Mit einem leisen Aufschrei flog Guta dem
geliebten Mann in die Arme. Minuten stammten
Glückes schwanden . . .

Unmerklich war der Falkensteiner angetreten und
enthüllte nun der Schwester, wen sie als künftigen
Gemahl umarmte. Da färbten sich noch dunkler vor
Scham die Wangen der lieblichen Jungfrau, und
schier scheu und zweifelnd iraten ihre Augen zu dem
Geliebten. Der aber legte die Hand um ihren Hals
und versicherte ihr, sie müsse alles, also auch den
Thron mit ihm teilen.

Mit kaiserlicher Pracht feierte König Richard
wenige Wochen später seine Vermählung auf der
Burg am Rhein, die der hochbeglückte Falkensteiner
zu Gutas, seiner geliebten Schwester zu Ehren
Gutenfels genannt hat.

Die Weinernte am Rhein

Weinlese am Rhein! Welch froher Klang!
Feierlich tönen die Glocken aus den Tälern in die
Berge empor, hier und da knallen Böllerschüsse, und
frühmorgens, ehe der Zug aus Dorf oder Städtchen
sich zwischen den Hügeln emporwindet, versammelt
sich erst die Gemeinde zum Frühgottesdienst. Und
dann formt sich der Zug mit Karren und Fässern,
Bütten und Lägeln, Krügen und Köben. Wägen-
lieder ertönen, Knaben schleßen unermüdet Lerzerole
ab, neckische Zurufe schwirren herüber, hinüber. Und
wenn die Frühnebel sich zu heben beginnen, sieht man
schon überall in den Weinbergen die Winzer und
Winzerinnen bei eifriger Arbeit. Höher steigt die
Sonne und glitzert in den Trauben, die an den
schön gezackten grünen Blättern hängen, unten aber
blüht und blüht der Rhein.

Im Jahre des Heils 1811 besang Goethe den be-
rühmten Elfer, der als Kometenwein auf die Nach-
welt kam. Hundert Jahre später, merkwürdig ge-
nug, braute die Sonne wiederum so einen Elite-
wein. In Regensommern aber, wie dem heurigen,
erwartet der Winzer mit Besorgnis die Weinernte.
Dann ist die Rebe das Sorgenkind des „Wingerts-
mannes“. Qualität und Quantität hängen aber
hauptsächlich von der Zeit der Blüte und derjenigen
des herbftlichen Ausreifens der Trauben ab. Mag
dann der Sommer auch einmal feucht und kühl sein.
Man harret mit der Lese bis zum äußersten, auf daß
die Sonne ihr Werk vollende. Auch kalte Nächte scha-
den den Trauben nicht, die warme Herbstsonne macht
alles wieder gut, wann es nur um diese Zeit klar
und trocken bleibt. Möge St. Kilian, der Schutzherr
der Winzer, auch diesmal das Werk segnen!

Das Weintrinken nach der Zeit

Noch in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhun-
derts galt die Bevölkerung des Rheingaus als ein
armes Volk. Viele Winzer mußten auswandern,
weil sie von dem Ertrage ihrer Weinberge nicht leben
konnten. Wie Niehl erzählt, kam es auf dem Rhein-
ufer vor, daß der geringe Wein nicht mehr nach dem
Maße, sondern nach der Trinkzeit ausgetrennt wurde:
„Eine Stunde zu trinken kostete 6 Kreuzer die an-
gefangene Stunde gilt für voll!“ — Es klingt wie
ein Märchen, und war doch einst wahr!

Wurzweine des Mittelalters. Selten trank man
in der guten alten Zeit einheimische wie fremde
Weine rein, sondern mit allerhand aromatischen
Stoffen gemischt und eine beliebte Art dieser Zu-
sammensetzung führte, wunderbar genug, den Namen
Lautertrank (Lutertank). „Die fürnehmsten und
gebräuchlichsten der Kräuterweine“, heißt es in einer
alten Schrift, „sind Wertmutwein, Rosmarinwein,

Salbeywein, Hirschzungenwurz usw. Claret hat einen
kleinen Unterschied mit dem Hypocras, allein, daß
der Claret von Honig und Weißwein gemacht und
Saffran gefärbt wird.“ Roter Sinopel, den in Epos
Parcival der heilige Gral reichlich spendet, war wahr-
scheinlich ein über Gewürz abgeklärter Rotwein.
Eines beliebten Surrogates für Wein wird häufig
von den altdutschen Dichtern Erwähnung getan, es
ist Morah (mittelateinisch moratum von morum —
Maulbeere), ein Getränk aus Maulbeeren und Kirsch-
saff zusammengesetzt. — Der vorher erwähnte
„Hocras“ erfreute sich speziell bei den Brandenbur-
gern einer großen Beliebtheit, denn eine alte mäl-
tische Chronik rühmt von ihm, er sei „recht annützig
und schlederkraft“ gewesen.

Gute Dienerschaft

Ich habe gute Dienerschaft:
Die Knechte heißen Selbstgeschafft
Und Spät-zu-Bett und Auf-bei-Zeit,
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit.

Durst, Hunger heißen Schent und Koch.
Hab auch zwei Edelknaben noch,
Genannt Gebet und gut Geirissen,
Die, bis ich schlaf, mich wiegen müssen.
Rückert.

Gedenken

Von Fritz Müller.

Plötzlich grüßte mich in der fremden Stadt der
vertraute Name des Berühmten. Von einer Stein-
tafel herunter an einem Haus im Winkel. Ein
Kolleg rüdte ins innere Gesichtsfeld. „Meine Herren,
durch den Namen dieses Vielvertrauten fließt bestes
Blut zum Herzen unserer Wissenschaft. Wo Sie ihm
begegnen, fassen Sie nach Ihrem Gutrand, bitte . . .“

Ich faßte nach dem Gutrand. „Habe die Ehre,“
sagte der Mann unter der Ladentüre, „Sie wün-
schen?“

„Hier hat ein großer Mann ein großes Werk ge-
schrieben.“ „Jaja, schlechtes Wetter heute, sehr
schlecht — kann ich sonst mit etwas dienen?“

Ich stieg in den ersten Stock, wo die Tafel hing.
„Marie Kronsfeder, Briefträgerwitwe.“

„Hier hat ein großer Mann —“
„Bedauere sehr, mein Mann ist schon seit fünfzehn
Jahren tot.“

„Rein, ich unterschreibe nichts. Alle Augenblicke
ist eine Sammlung. Der Hausbesitzer im zweiten
Stock hat mehr Geld als ich.“

Ich ging zum Hausbesitzer: „Hier hat ein großer
Mann ein großes Werk geschrieben.“

„So so?“
„Es steht doch auf der Tafel.“

„Auf welcher Tafel?“

Er hatte sie nie gesehen. Er stieg ungläubig mit
mir hinunter. Er schaute augenweidend über den
Eingang: „Soso, die Tafel. Aha, die Tafel. Jaja,
die Tafel.“ Und dann entschuldigend: „Ich hab' sie
nicht anmachen lassen, die Tafel. Wie ich das Haus
vor zwanzig Jahren 'kauft hab', muß es das schon
g'habt hab'n.“ Es klang betauernd, wie bei unseres
Köchin, wenn sie die Schonbagesenheit eines
Tellersprungs verächtet.

Dann umfaßte er mich kritisch: „Und Sie wollen
also im dritten Stock die leere Wohnung —“

„Einen Blick in das Zimmer wollte ich werfen,
wo der große Mann das große Werk —“

„Der hat überhaupt kein Zimmer gehabt,“ sagte
eine uralte Hausbesorgerin, die mit dem Besen lang-
sam vorüberfegte, „der war mit einem Kammerl
unterm Dach zufrieden, wo jetzt die alten Sachen
liegen.“

Ich faßte ehrerbietig an den Gutrand: „Wie,
Sie haben selbst noch den großen Mann —“

Ein armer Teufel war's. Aber fleißig. Immer
g'schrieb'n und geschrieb'n. Grad narisch. Aber
alles was recht ist: immer pünktlich zahlt. Wird ihm
sauer genug —“

„So sauer, daß er sich am Ende hat erschießen
müssen“, erzählte ich.

Aber nicht in meinem Haus, das tät ich mir
verbitten!“ sagte der Bestzer.

„Ein Haus, das diesen Großen lebend oder tot
umschloß, ist vor hunderttausend Häusern ausgezeich-
net,“ sagte ich.

Der Hausbesitzer rühte das gestricke Käppchen tief: „So so — oha — ja ja — komisch, daß man heut' zum erstenmal —“

„Rein,“ sagte die Alts langsam, „alle Jahr um diese Zeit kommt eine schwarze Frau und läßt sich eine halbe Stund' allein einpers'n in die Speicherkammer — schon seit über zwanzig Jahr.“

Der mit dem gestricke Käppchen nahm einen Anlauf: „Nun warum erfahr' ich davon nie was, Kathrin?“

„Weil Sies nix angeht — ich hab kein Zimmer aufgeräumt — und kommen S', fremder Herr, wenn Sie's also seh'n wollen.“

Das gestricke Käppchen schaute uns verbucht nach. Mit der alten Kathrin' mußte nicht gut Kirichen essen sein. Sie zeigte nur die Kammer. Alte Bettladen ständen herum, alte Bilder und altes Gerümpel. Staub auf allem. Nur auf einem Stuhl nicht vor der offenen Dachlupe. Der war blank. Fast festlich sah er aus. Richtig, ein winziges Büschel Wiesen-Kummen steckte in der Schnitzerei der Lehne. Ich mußte fragen auf die Kathrin' schauen.

Ein Schatten fiel in die offene Speichertüre. Eine Frau in Schwarz stand da. Weiße Haare, ein stilles Gesicht, auf der Stirne eines alten Kummers Edelwohlt. Ich fühlte mich als Eindringling.

„Gnädige Frau,“ sagte ich, „die Tafel am Haus hat mich um unvergeßliches Kolleg beschworen. „Meine Herren,“ sagte damals unser Lehrer, „durch den Namen dieses Vielverkannten fließt bestes Blut zum Herzen unserer Wissenschaft — wo Sie ihm begegnen, fassen Sie nach Ihrem Guttraud, bitte —“

Ich tat das, was ich sagte. Groß sahen mich zwei Augen an, aus denen plötzlich Tränen stürzten.

Weise schlich ich die Treppen hinunter. Am Bahnhof war eine Buchhandlung. Ich verlangte seinen Lebensabriß und blätterte und las: „... seine späte Werbung um die Geliebte seiner Jugend scheiterte an den Quertreibereien seiner Feinde. Er starb verzweifelt durch eigene Hand am 28. März —“

Ich sah vom Buch auf. Ein Abreißkalender hing im Wartesaal. Der 28. März stand drauf.

Schrifttum

Vom schlafenden Homer

Merkwürdigkeiten aus Kunst und Schrifttum

II.

Eine wahre Fundgrube für kulturgeschichtliche Zeitfehler ist Goethes Faust. In Auerbachs Keller verlangt Brander: „Ich will Champagnerwein, und recht mouffierend soll er sein.“ Wann der Faust spielt, ist freilich nirgends genau angegeben, jedenfalls spielt er aber in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrh., und für Fausts berühmten Ritt auf dem Faß ist das Jahr 1525 überliefert. Der „mouffierende“ Champagner ist jedoch eine Erfindung des Don Benignon, Kellermeister der Abtei Hautvillers, der von 1670—1715 lebte. In der Szene vor dem Tore sagt der Schüler: „Ein starkes Bier, ein reizender Tobak.“ Die Sitte des Rauchens kam in Deutschland aber erst zur Zeit des dreißigjährigen Krieges auf. Ueber diese kleinen Fehler liest man leicht hinweg, ohne dabei was zu denken, und ebenso ist es bei der Stelle: „Marthe Schöwerlein möchte ihren Mann, auch tot im Wochenblättchen lesen.“ Von Wochenblättchen lesen ist vor dem 18. Jahrh. kaum die Rede. Nach der Erscheinung des Erdbeistes sagt Wagner zu Faust im Verlauf des Gespräches: „... und sieht die Welt kaum einen Feiertag, kaum durch ein Fernglas.“ Das Fernrohr ist aber im Jahre 1609 erfunden. Der gleiche Fehler kommt in einem Gedicht von Luise Brachmann vor, das hier erwähnt werden muß, weil es in zahlreichen Schulbüchern zu finden ist und den Schülern und Schülerinnen vorgelesen wird, das Fernrohr sei bereits im 15. Jahrh. bekannt gewesen. Es handelt sich um das bekannte Columbus-Gedicht mit dem Anfange: „Was schaust Du, Fernando, so trüb und so bleich.“ Im 7. Vers hält Columbus „sein treues Fernrohr in der Hand.“

Auch Schiller ist nicht frei von Anachronismen. So erwähnt er im Wallenstein den Blitzableiter, der erst 1760 von Franklin wieder neu erfunden worden ist, nachdem er schon den alten Ägyptern bekannt gewesen sein soll, was aber weder Schiller noch Franklin gewußt haben und was viel weniger zu

Wallensteins Zeit bekannt war. Allen Literaturforschern bekannt ist der unverständliche Fehler, der Schiller im Don Carlos unterlaufen ist. Die Schürzung des Knotens, bei welcher der Brief der Prinzessin Eboli äußerst wichtig ist, enthält nämlich eine Unmöglichkeit. Dem Pagen gegenüber, durch den Don Carlos den verunglückten Brief der Königin erhält, erklärt er, er habe noch nichts von ihrer Hand gelesen und auch dem Marquis gegenüber entschuldigt er sich: Ich kenne ja die Handschrift nicht. Im 4. Akt jedoch verlangt er vom Marquis den Brief zurück, den ihm die Königin geschrieben, als er zu Alcalá krank daniederlag. Man lacht darüber, wenn in Hermann u. Dorothea die „steinstatte Bank“ des einen Gesanges in einem andern zu einer „hölzernen Bank“ wird, und ebenso ist es, wenn Wallensteins Haarfarbe bei Schiller an zwei Stellen verschieden angegeben wird. Im 3. Akt von Wallensteins Tod sagt nämlich Wallenstein zu den Pappenheimischen Kürassieren: „Auf diese Brust zielt man, nach diesem greisen Haupte,“ während er im 5. Akte zu Gordon sagt: „So möcht ich rühmend sagen, daß über meinem braunen Scheitelhaar die schnellen Jahre machtlos hingegangen.“ Ein ebenso unbedeutender Fehler findet sich in Goethes Werther. Gleich im Anfang sitzt dieser — Werther — zeichnend auf einem Pfluge, im Briefe vom 30. Mai, vier Tage später, erwähnt er den Pflug, „den ich neulich gezeichnet hatte.“ (Schluß folgt.)

Musikalische Kindererziehung

Von Dr. Edgar Jstel

Bald nach Eintritt der Schulpflichtigkeit ihrer Kinder erhebt sich für die Eltern der gebildeten Stände die wichtige Frage nach dem Bedürfnis der musikalischen Erziehung ihrer hoffnungsvollen Sprößlinge, und da handelt es sich zunächst um die Entscheidung, ob denn überhaupt bei den Kindern eine nennenswerte musikalische Begabung, die der Ausbildung wert sein könnte, vorhanden sei. Die Beantwortung machen sich die meisten Eltern freilich sehr leicht: sie können es sich ja „leisten“, ihren Kindern Musikunterricht geben zu lassen, und wenn die Kleinen im Besitz ihrer gesunden zehn Finger und ihrer beiden Ohren sind, so scheinen bei oberflächlicher Betrachtungen alle Vorbedingungen erfüllt zu sein. Daß für einen nutzbringenden Musikunterricht unendlich viel mehr als physische Intaktheit der ausführenden und rezeptiven Organe notwendig ist, kommt den meisten Leuten gar nicht in den Sinn. Musizieren und was heute leider fast gleichbedeutend damit geworden ist: Klavierspielen gehört einmal zur „Bildung“, wie sie in gewissen Gesellschaftskreisen üblich ist, sich diese vielgerühmte Bildung aneignen zu müssen, ist ebenfalls eines jener Dogmen, deren Diskussion besorgte Mütter nicht zulassen mögen. Musik gehört nun freilich zur Bildung, aber zu der echten und tiefen Gemüts- und Herzensbildung, die den Menschen erst zum Menschen macht, nicht zu jener Afterbildung gewisser Kreise, die eine junge Dame für „gebildet“ halten, wenn sie über den neuesten Moberoman reden, englisch und französisch mit einiger Zungenfertigkeit parlieren und ein wenig Chopin und Wagner am Klavier zur Ergötzung der Teegäste radebrechen kann. Um es gleich herauszusagen: die Musik als Kunst (soweit man sie nicht rein als Unterhaltung und Tanzbegleitung betrachtet) ist eine viel zu ernste und heilige Sache, um als Bestandteil jener „Bildung“ zu dienen. Wer es ehrlich mit ihr meint, der sollte sich nicht zu müßigem Spiel mit ihr einlassen, sondern ihr die tiefsten Geheimnisse, die sich aus den Werken der großen Meister tönend erschließen, abzulauschen versuchen. Nur wer dieses innerste Wesen der Musik zu erfassen vermag, hat ein Anrecht, sich im wahren Sinne des Wortes gebildet zu nennen. Und die Möglichkeit zu solcher Bildung steht den allermeisten Menschen, sehr wenige gänzlich unmusikalische ausgenommen, offen, freilich nicht in der Art, wie man oft annimmt.

Da gilt es denn vor allem zu unterscheiden zwischen Ausüben und Genießen der Musik, und beides ist nicht identisch, ja, ich wage es zu behaupten, daß die überwiegende Mehrzahl der Menschen, die Musik ausüben, keinen oder nur einen sehr minimalen, jedenfalls selten den richtigen Genuß von der Musik hat, während eine große Anzahl angeblich „unmusikalischer“, d. h. solcher, die kein Instrument spielen,

mit größter Teilnahme einer Musikaufführung zu folgen vermögen und oft ein ganz überraschendes Feingefühl im Urteil darüber entwickeln. Woher kommt diese seltsame Erscheinung? Weil diese sogenannten „unmusikalischen“ es verstanden haben, durch regen Besuch guter Aufführungen ihren Toninn zu schärfen, weil sie, vielleicht auf anderen Gebieten der Kunst bewandert, sich in das spezifische Wesen der Musik intensiv einzuleben vermögen, während den musikalisch Halbgebildeten oder Ungebildeten zeit ihres Lebens die Pforte zum Tonparadies verschlossen bleibt, mögen sie auch durch den Gebrauch nachgeplappeter Fachausdrücke den Anschein profunder Kenntnisse und Fähigkeiten vorzutäuschen suchen. So handelt es sich denn bei der Entscheidung über die musikalische Erziehung der Kinder, die unter keinen Umständen völlig unterbleiben sollte, da sonst ein Manko des Gemütslebens sich einzustellen droht, um die grundlegende Frage: Ist das betreffende Kind geeignet zur Musikausübung oder nicht? (Fortsetzung folgt.)

Wer ist musikalisch?

Zwischendurch begegnet man auf irgendeinem Kaffeetischchen immer wieder einmal der vorzüglichen Mutter, die von ihrem jungen Sohn behauptet, der sei so musikalisch, der spiele alles auswendig, neulich sei er einmal mit in der Oper gewesen, da habe er dann zu Hause fast die ganze Oper auswendig nachgespielt. Würde dieselbe Mutter erzählen, ihr Dreizehnjähriger habe den ganzen „Don Carlos“ nach der Vorstellung zu Hause frei rezitiert, so würde die Gesellschaft vermutlich laut herauslachen. Wenn das aber von einem musikalischen Werk gesagt wird, dann regt sich kein Widerspruch, und viele glauben die Mär ohne weiteres, obwohl doch zweifellos viel mehr dazu gehören würde, eine ganze Oper zu behalten als ein ganzes Drama.

Weder Richard Strauß könnte eine Oper frei aus dem Gedächtnis nachspielen, die er kurz zuvor gehört hat, noch hätte es Beethoven oder irgend jemand bisher gekonnt. Eine solche phänomenale Leistung würde auch nicht in den Konzertsaal gehören, sondern ins Variete. Für den Grad des musikalischen Verständnisses würde sie auch nicht viel beweisen, sondern nur für die Gedächtniskraft.

Wir haben großartige Künstler, die sehr wenig auswendig spielen. Umgekehrt gibt es selbst Erwachsene, die nur auswendig spielen, aus dem einfachen Grunde, weil sie gar keine Noten kennen. Sie gelten als sehr musikalisch, aber nur bei Leuten, die selber die Musik mehr lieben als verstehen.

Nicht jeder, der sich seiner Liebe zur Musik rühmt, ist musikalisch. Es gibt Leute, die gern singen und immer etwas vor sich hinpfiffen, aber von Beethoven nicht das mindeste verstehen, und es ist umgekehrt eine alte Erfahrung, daß gerade Komponisten selten eine Melodie summen, sondern alles nur immorisch hören. Es beweist aber sehr viel, wenn jemand mit leuchtenden Augen aus einer Sinfonie Beethovens kommt.

Musikalisch ist in jedem Fall der, welcher der Kunst etwas opfert. Sage mir, mit welchem Komponisten du umgehst, und ich sage dir, wie musikalisch du bist!

Zupfgeigen-Bolschewismus

Von A. Sch. St. Goarshausen.

Der Rhein ist blau und rot und lila getönt vom Abend und zittert leise unter dem sanften Winde. Die Luft ist durchsichtig bis zum Himmelrande, golden leuchten die Kiefernstämme, wo sie die Sonne trifft. Die Stille macht irunschlos froh und müde zugleich, von den Birken fallen langsam bunte Blätter. Aus den Gräben längs der Straße kriechen schon Schatten den Dunkelheiten der Waldes tiefe entgegen.

Da kommt junges Volk über die Straßenbreite entlang. Die Mandolinen zirpen und wenig melodisch schallt es daher:

Wenn dich die Leute fragen:
Lebt Spartakus noch?
So sollst du ihnen sagen:
Ja, er lebet noch!

Er hängt an keinem Baume,
er hängt an keinem Strid;
er hängt nur an dem Traume
von der Räterepublik!

Noch ein paar gellende Dissonanzen, Haarsträhnen über rasiertem Nacken, Nagelschuhe, so groß wie Kinderfäße, die auf den Schotter knallen, eine Nase voll Tabaksdunst . . . vorbei. Ganz von fern ist noch zu hören, wie der Traum von der Räterepublik in ein „kleines Hotel im Westen“ einmündet, das sie singend zu kennen vorgeben.

Die Stämme ist mir zerschrien; ich gehe dem nächsten Bahnhof zu. Das ganze Abteil ist voll von den Unwisslichen beiderlei Geschlechts und ich habe Zeit, zu beobachten und nachzudenken. Das sind alles Menschen, die morgen wieder in Fabriken stehen und auf Kontorfesseln hocken, sieben Tage lang, und dann kommt erst wieder ein Tag, ein einziger, wo sie ganz frei sind . . . wie heute. Daß das Gefühl dieser Freiheit für junge Menschen ein ganz unbändiges ist, wer wollte das nicht verstehen; und daß es sich nicht auf Tanzböden und in rauchigen Lokalen, sondern draußen in der Landschaft verkühlt, ist recht und schön. Das Losreißen der Jugend von den Vergnügungen der Stadt, der Aufbruch einer Generation aus den Steinhaufen zu Wallfahrten hinaus auf die freie Erde, den wir seit einem Jahrzehnt erstreben — das alles geht von einem echten und tiefen Sehnsucht aus, ist der Wille zu einer Renaissance, die notwendig war und ist. Wenn wir nach den Anfängen forschen, nach den Blinden, die als erste die sonnensehnsüchtige Jugend der Städte zum Ausmarsch aufriefen, begreifen wir den jauchzenden Schwung, der jene Jungmannschaften beherrschte und begeisterte, lernen wir den unermesslichen Reichtum seelischen Volksgutes kennen, den jene Heimatfucher aus verunkelten Vergangenheit in die an echten Freuden so arme, von Lärm, Miß und Zivilisationsunkultur überwucherte Gegenwart haben. Das fahrende Scholarentum war mit Duft und Klang und Gloria wiedergekommen, aber gegenwartsbewußt und zukunftswillig und so an das ursprünglich Menschliche angegeschlossen, daß viele und nicht die schlechtesten Volksgenossen hier den Springquell besserer Zeiten und eines neuen Menschen- und Volkstums erschlossen sahen.

Jetzt scheint es, als hätten sich diese Kräfte zu schnell durchgesetzt. Die Wässer gingen in die Breiten, stehen nun und verschlammten. Die Bewegung hat, je größer und allgemeiner sie wurde, an Innerlichkeit eingebüßt, auf die Läuterung verzichtet, die ihre Voraussetzung und ihr Ziel ist. Nicht die Landschaft ist es, die den Abglanz ihrer Schönheit verjöhrend in die Städte wüßt, sondern die Stadt wird von den Massen, die hinausziehen, auf das Land getragen, ihr Lärm, ihre Banalität, ihre Diskorphanien, ihre Dünste, ihre Bestimmungen, ihre verlogene Geselligkeit. Die Abkehr von den bürgerlichen Konventionen, den seelischen und körperlichen Beengungen der Mode, des Verkehrs, der Zivilisation überhaupt zugunsten einer von innen nach außen sich offenberendenden Schlichtheit und Ursprünglichkeit ist zur äußerlichen Farce geworden, zum Naturfakentum, zu verlogener Sanktwalderei, zu betonter Formlosigkeit, die weiter nichts ist als tote Rippelei. An die Stelle der gebügelten ist die kniehafte Eitelkeit, an Stelle der geschnürten und schlipsnabigen die in schreienden Farben und Bauerklimbin sich gehabende Geschmacklosigkeit ebenso getreten, wie an Stelle geschnitzelter Kavaliertastigkeit und Ballbescheidenheit rüde Hemdsärmelerei und dirndlkostümierte unweibliche Burschenschaft. Die Volkslieder werden um die Ecke gebrüllt, verballhornt und in die zweifelhafte Gesellschaft von Chansons und Gassenhauern gebracht, die Zupfgeigen werden wie ungezogene Kinder geprügelt, die Waldesstille wird zum Resonanzboden der dritten Internationalen herabgewürdigt.

Die Natur aber, die wehrlose, die den Hintergrund und den Vorwand dieser Groteske abgeben muß, wird den fallen Wanderern verleidet, die in ihr Schönheit und Erlösung, Ruhe und Kraft für den Alltagskampf suchen.

Liebe zum Heim

Von A. Dix, Köln.

Dein Heim wird dir lieb, wenn nach Möglichkeit alles, was dich darinnen umgibt, eine freundliche Erinnerung in dir auszulösen vermag. Sei es, daß du die Gegenstände des täglichen Bedarfes von lieben Menschen ererbt oder zum Geschenk erhalten habest,

oder daß du selbst sie dir mit Nachdenken und Sorgfalt erwirbst.

Dein Heim wird dir lieb, wenn gute Bilder von seinen Wänden schauen. Künstlerisch wertvolle Wiedergaben großer Werke sind auch für wenig Geld zu haben. Es brauchen ihrer nicht viele zu sein, — aber einige, mit Liebe gewählte gediegene Blätter in unaufdringlichen Rahmen teilen dem Räume erhöhtes Leben mit.

Lieber wird dir dein Heim, wenn neben dem Ruheplatz, den du nach Feierabend einnimmst, stets ein gutes Buch liegt, das du mir aufzuschlagen brauchst, um dich innerlich zu bereichern. Wer keinen besonderen Lieblingschriftsteller hat, greife zu guten Auswahlmängeln aus Dichterverken und Aussprüchen großer Menschen. Jede gut geleitete Buchhandlung weist solche auf.

Besonders lieb wird dir dein Heim, wenn du ab und zu einen oder einige Freunde bei dir siehst zu herzlicher Unterhaltung, — zu vereintem Genuß der Traulichkeit deiner Klausur; auch wenn du zuweilen einem anderen müden Menschenkinde, das es vielleicht weniger gut hat, als du, ein Ausruhen bei dir ermöglichst.

Laßt uns danach streben, daß unser Heim uns lieb sei. Je zufriedener und geborgener wir uns darinnen fühlen, desto unabhängiger machen wir uns von der unberechenbaren Außenwelt.

Das langweiligste Dorf

Von A. L. Braubach.

Es liegt bescheiden und versteckt irgendwo im südlichsten Teil des Rheines. Auf keiner Landkarte von Bedeutung findet man es verzeichnet. In seiner Bescheidenheit verzichtet es selbst auf einen besonderen Namen. — Das ist allerdings so zu verstehen, daß den Ortsnamen jedenfalls niemand erwähnt in der Umgegend. Darum weiß ich selbst nicht einmal, wie es sich in der Amtssprache nennt.

Ich kam durch Zufall in den bescheidenen Ort. Ein Unwetter zwang mich, meine Radwanderung auf der ferne vorüberführenden Landstraße zu unterbrechen und auf einem holprigen Feldwege in das Dörfchen zu eilen. Die Auswahl war nicht groß. Das „Wirtshaus“ lag am Eingange des Ortes. Oder am Ausgange, wenn man so will. Die ganze Straße war fünf Häuser hüben und drüben lang. Irgendwo hinter den Gärten der Hauptstraße standen dann noch einige weitere Häuschen. Das war der ganze Ort.

Der Besitzer des Wirtshauses war allein in seinen vier Pfählen. Er kam mürrisch herbei und verabschiedete mich, ohne zu fragen, ein Glas Dämmbier. Ich danke und fragte nach einer Zeitung. Nach einer Berliner dummerweise. Um es gut zu machen, setzte ich gleich hinzu: „Ueberhaupt eine Zeitung . . . ganz einerlei, was für eine . . .“

„Wer lese nix?“
„Sie lesen keine Zeitung? — Auch nicht irgendeine Zeitschrift?“

„Nix . . .“
Er brummelte davon. Ich sah da. Draußen goß es. Mein Gepäck war mit der Bahn vorausgeschickt. Ich hatte nicht das winzigste Lesbare bei mir. Und lesen mußte schließlich der Mensch, wenn er sonst nichts tun konnte.

„Hallo — Herr Wirt — haben Sie nicht wenigstens ein Buch im Hause?“

„D' Bibel hab i in d' Stadt g'schafft zum Leimen.“
„Sonst haben Sie nichts? — Hören Sie — aber Ihre Nachbarn müssen doch eine Zeitung haben. Können Sie nicht mal 'rüberschicken?“

Er schüttelte den Kopf.
Zeitungen gäbe es im ganzen Ort nicht. Man hätte Wichtigeres zu tun, als zu lesen. Nur ein Stück weg, am Walde, in einem Haus, das zum Ort in postalischer Beziehung gehörte, würde gelesen. Aber nur christliche Bücher. Zeitungen kämen ebenfalls nicht dorthin.

Es war nicht leicht, das alles aus dem Alten herauszukriegen. Wie mit Zangen mußte man das holen. Das schauerhafte Blatt und das bayerischste Bayerisch, selbst das schwäbelnste Schwäbisch war glänzendes Hochdeutsch gegen die Sprache des Wirtshausbesizers, Ortsvorstehers und Postverwalters.

Ein Vergnügen war das durchaus nicht. Außerdem wollte er noch jedem Wort davonlaufen. Er hatte nicht die mindeste Ahnung von der Wirkung der Langeweile auf einen Kulturmenschen. Würde ich

ihm mit Schlagworten wie: deutscher Bruder — Bruderherz und ähnlichen zugefetzt haben, hätte er mich nur verständnislos angeblickt und an meiner Zurechnungsfähigkeit vollends gezweifelt.

Allgemach schien jedoch Wirtshaus mit mir in ihm aufzusteigen. Meine todunglückliche Miene, die kampfhaften Versuche, die Zeit totzuschlagen, gaben ihm einen rettenden Gedanken ein. Er brachte die Postfächer herbei: einige Ansichtskarten, zwei gewöhnliche Postkarten, ein Brief. Ob ich die lesen wollte?

Ich schüttelte den Kopf und wehrte verblüfft ab. Er war fast beleidigt. Es wäre doch etwas zu lesen, meinte er. Manchmal ständen sehr hübsche Dinge auf den Karten, die die Ortsbewohner drüben bekämen.

Ich war blasiert genug, das zu bezweifeln, und schob die sechs oder sieben Karten verächtlich beiseite.

Gleichzeitig empfahl ich mich und fuhr in den nur noch mäßig herabrieselnden Regen hinaus. Unterwegs blühte ich mich verschiedene Male um, ob da hinten wirklich solch ein Nest lag. Eigentlich schien es mir nicht ganz wahrscheinlich. Aber als ich ruhiger nachdachte, schien es mir nicht so sonderbar.

Bei uns in Deutschland gibt es halt alles. Warum nicht ein Dorf, das den Anspruch erheben darf, das langweiligste zu sein?

Vom Kinde

Vor Gott mußt du niederknien, weil er so groß ist, vor dem Kinde, weil es so klein ist.

Peter Rosegger.

Die Kindheit soll aus eigenem Rechte da sein. Nicht bloß gebildet. Sie soll nicht von den Begriffen vergewaltigt werden, den greisen Begriffen. Gille.

Schaffet die vielen Tränen der Kinder ab. Langes Regnen ist den Blüten schädlich. Jean Paul.

Eine Mutter, die sich an ihre Kinder verliert, wird von diesen nicht gefunden. Gött.

Die Natur will, daß die Kinder Kinder sein sollen, ehe sie Männer werden. Rousseau.

Eltern finden in jedem Kinderherzen irgend eine Selbstkraft für die Welt. Jean Paul.

Kinder sind ein Teil von uns selbst; und wie wir ihnen das Leben geben, so geben wir ihnen auch oft mit demselben die Stärke oder Schwachheit des Körpers und nicht selten zugleich die Neigungen, die ihren Sitz in unserem Blute haben. Wer kann also zweifeln, daß es eine Pflicht gegen unsere Nachkommenschaft gibt, ehe sie noch das Leben von uns empfangt und den Schauplatz der Welt erblickt. Gellert.

Humor

Verzweifelte Erklärung. Fremder (enttäuscht): „Da komme ich extra so weit her, weil in der Zeitung steht, daß Sie ein Klavier für hundert Mark abgeben, und nun heißt's, es sei ein Druckfehler!“

Gausherr: „Daß man ein Klavier nicht für hundert Mark verkauft, hätten Sie sich doch sagen müssen?“

Fremder: „Nu, Sie konnten ja verrückt geworden sein.“

„Wie kommt es nur, daß die Müllers so glücklich mit einander leben? Jetzt sind sie schon 22 Jahre verheiratet und haben noch nie einen Streit gehabt!“ — „Das ist sehr einfach! Sie wascht den ganzen Tag außer Haus, und er ist Nachtwächter.“

Hannchen bekam von ihrer Mutter zum Geburtstag eine Puppe. Sie untersuchte diese auf das sorgfältigste und fand auf der lieblichen Rundung der Kehrsseite geschrieben: 29,50 Mark — Triumphierend zeigte sie ihre Entdeckung dem dreijährigen Trudchen. Trudchen drehte sich um, hob das Röschchen hoch und sagte: Hannchen sieh doch bloß mal nach, was ich bedostet habe!“

Verantwortlicher Schriftleiter: D. R. Wanningen.
Druck und Verlag: Buchdruckerei Fr. Schidel (Inh.: Fr. Rohr); sämtlich in Oberlahmstein.